Marx heute - Was bleibt von der Mehrwert-theorie?

Zur Problematik des Marx'schen Kapitalbegriffs

Christoph Strawe

Eine Tagung in Trier

Vom 14. bis 16. März 2008 fand in der Karl-Marx-Studienstätte in Trier eine Tagung „Marx heute - Was bleibt? statt - in Verbindung mit der Universität Trier und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (in deren Rahmen die historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe [MEGA] entsteht). Unterstützt wurde die Veranstaltung von der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung.

Den Höhepunkt bildete am Abend des ersten Tages eine überaus spannende, von Rochus Groß vom SWR moderierte Podiumsdiskussion im überfüllten Varieté Chat Noir am Kornmarkt. Der Ökonom Prof. Rudolf Hickel aus Bremen setzte sich - „Keynes im Kopf und Marx im Herzen" - temperamentvoll mit dem Elend der neoklassischen Mainstream-Ökonomie auseinander. Sarah Wagenknecht, Europa-Parlamentsabgeordnete und Vertreterin der kommunistischen Plattform in der Linkspartei argumentierte wortgewaltig gegen Privatisierung und Diktatur der Finanzmärke, betonte aber auch, dass Marx in der Tradition des deutschen Idealismus stehe. Johano Strasser, Leiter des deutschen PEN-Clubs und Mitglied der Grundwertekommission der SPD merkte kritisch an, dass Marx den Eigensinn des einzelnen menschlichen Individuums zu wenig berücksichtigt habe, während Prof. Klaus Ziemer, Direktor des Deutschen Historischen Instituts Warschau, darüber berichtet, wie das Marx-Bild in Polen vor allem durch die Erfahrungen des realen Sozialismus negativ geprägt und auch verzerrt worden sei. Besonders Hickel und Wagenknecht hoben die Aktualität der Marx'schen Analysen hervor, arbeiteten aber auch Punkte heraus, an denen über Marx weit hinausgegangen werden müsse, z.B. was das Thema Ökologie angeht.

Offenheit und erkennbarer Wille, einander zuzuhören, zeichneten die Podiumsdiskussion aus. Sie waren auch während der ganzen Tagung spürbar, die - im kleineren Kreis - in vier aufeinander folgenden Sektionen verlief: Sozialmodelle vor Marx; Philosophie und Politik; Russland - Marx alternativ gedacht; Zur Kritik der Politischen Ökonomie - Beiträge zur Analyse und Gestaltung von Politik und Gesellschaft. Der vorliegende Artikel ist eine überarbeitete Fassung meines Beitrags bei dieser letzten Sektion, bei der außer mir mein Vorstandskollege Prof. Harald Spehl - zugleich Mitorganisator der Tagung - und Sven Giegold, der wohl in der Öffentlichkeit bekannteste Vertreter von Attac Deutschland - mitwirkten. Giegold vertritt den BUND im Attac-Rat und war Initiator des Kongresses „Solidarische Ökonomie" im November 2006 in Berlin. In Trier sprach er sprach über das Thema „150 Jahre genossenschaftliche Ökonomie - eine Bilanz im Lichte der Marx'schen Kritik". Er finde nichts bei Marx, wo dieser die Funktionsfähigkeit von Genossenschaften im Kapitalismus völlig verneint habe. Gleichzeitig sei sein Insistieren darauf, dass eine neue Gesellschaft politisch erkämpft werden müsse und nicht allein aus Ansätzen alternativer Ökonomie wachsen könne, immer noch mehr als bedenkenswert. Harald Spehl referierte zum Schluss über das Thema „Preis und Lohn als Teilungsverhältnis in einer assoziativen Wirtschaft". Dem schloss sich, wie schon den anderen Beiträgen, eine lebhafte Diskussion an. Das Kolloquium bot eine äußerst wertvolle Möglichkeit, in einer freundschaftlich offenen Atmosphäre die Positionen besser kennenzulernen, Gemeinsamkeiten festzustellen, aber auch Unterschiede klar zu benennen und damit die Voraussetzungen für ein fruchtbares Forschungsgespräch in der Zukunft zu schaffen, das dem Engagement für eine gerechtere Welt, in dem sich die Beteiligten verbunden wussten, nur nützen kann.

Realitätsgehalt der Marx'schen Diagnose

1989 schien vielen die Theorie von Karl Marx erledigt, Adam Smith als der Sieger. Die Rede war vom „Ende der Geschichte". Es erschienen Artikel, in denen behauptet wurde, Platos Frage nach der besten Staats- und Gesellschaftsform sei endgültig beantwortet, - die westliche Demokratie sei diese Gesellschaft. Inzwischen hat sich die Realität in mancher Hinsicht der von Marx beschrieben eher wieder angenähert, als dass sie sich weiter von ihr entfernt hätte. Die Heilsversprechungen des Neoliberalismus wurden nicht erfüllt. Im Gegenteil: die „neoliberale" Globalisierung hat weltweit die sozialen Gegensätze verschärft und droht geradezu, „den Globus zu zerstückeln"*: Wir haben es mit Erscheinungen zu tun, die Marx bereits beschrieben hat: Konzentration und Zentralisation des

* Chance, nicht Schicksal - die Globalisierung politisch gestalten. Berliner Rede von Bundespräsident Johannes Rau im Museum für Kommunikation Berlin am 13. Mai 2002

Kapitals - Herstellung des Weltmarkts - in den Mittelschichten geht die Angst vor dem Abstieg um. Man wird sich heute nicht mehr so leicht trauen, mit Karl Raimund Popper, der diese These bereits kurz nach dem Weltkrieg aufstellte, zu behaupten, die Gesellschaft, die Marx beschrieben hat, habe fast überall zu existieren aufgehört.* Wobei festzuhalten ist: Auf der einen Seite zerbricht, was aus der marxistischen Idee als gesellschaftliche Gestaltung erwachsen ist: der Sozialismus, und auf der anderen Seite bewährt sich mindestens partiell Marx' Diagnose. Das mag darauf hindeuten, dass wir eben Marx als Diagnostiker und Marx als Therapeuten unterscheiden müssen - auch wenn wir selbstverständlich fragen müssen, wo die Diagnose richtig ist und wo nicht oder nicht mehr. Wir können Marx gewiss nicht verantwortlich machen für alles Schlechte des realen Sozialismus. Aber wir können durchaus fragen, wieweit seine Weigerung, sich auf konkrete Überlegungen über die künftige Gesellschaft einzulassen - er wolle keine „Rezepte aus der Garküche der Zukunft" liefern, heißt es im Nachwort zur 2. Auflage des 1. Bandes des Kapital - die Fehlentwicklungen begünstigt hat.

Die Antwort auf die Frage nach der Quelle des „Mehrwerts" hat strategische Konsequenzen

Wenn man die Frage, was von Marx bleibt, unter dem Gesichtspunkt der aktiven Veränderung der Welt, also des zentralen Impulses von Marx anschaut, dann muss man über die globale Zivilgesellschaft sprechen. Diese hat mit den Protesten gegen die 2. Ministerkonferenz der Welthandelsorganisation 1999 in Seattle als dritte Kraft - neben Staaten und Konzernen - die Weltbühne betreten. Sie stellt heute die Frage nach Alternativen zum Bestehenden und sucht nach Wegen zu einer Gesellschaft kultureller Vielfalt, echter demokratischer Teilhabe und solidarischer ökonomischer Verhältnisse. Und diese Bewegung ist kritisch gegenüber der Mainstream-Ökonomie und ihrem Kapitalbegriff. Attac beginnt mit einer Kritik der Finanzmärkte. „Die Welt ist keine Ware" lautet die Devise der globalen Zivilgesellschaft. Aus zivilgesellschaftlicher Perspektive ist die Frage „Was bleibt?" die Frage, wo uns Marx heute im Ringen um eine andere Welt noch helfen kann, - aber auch die Frage, wo wir möglicherweise in die Irre geführt werden, wenn wir allzu dogmatisch an dem kleben bleiben, was er in seiner Zeit formuliert hat. Was leistet die Methode heute? Wo müssen wir ganz andere Wege einschlagen?

Jeder Versuch einer tragfähigen Antwort auf diese Fragen muss Marx' Kapitalbegriff und die damit verbundene Mehrwert- und Ausbeutungstheorie in den Blick nehmen. Das scheint auch deshalb lohnend, weil die Diskussion über Kapital und Kapitalismus in der alternativen Bewegung häufig daran leidet, dass jeder unter diesen Begriffen etwas anderes versteht: Da fordern die einen eine Marktwirtschaft ohne Kapitalismus. Andere dagegen betonen, ohne Kapital könne man überhaupt nicht wirtschaften, ohne Markt im heutigen Sinne hingegen schon; es gehe also um neue Formen des sozialen Umgangs mit Kapital. Dritte wiederum möchten ganz ohne Geld, Kapital, Markt und ähnliches Teufelszeug auskommen. Dahinter stecken vielfach nicht nur semantische Probleme, sondern unterschiedliche analytische Ansätze. Da sich daraus erhebliche praktisch-strategische Konsequenzen ergeben können, ist es wichtig, einer Klärung möglichst nahe zu kommen.

Ein Beispiel für die Kontroversen, die aus solchen unterschiedlichen Ansätzen erwachsen können, liefert aus kapitalismuskritischer Perspektive die Marx-Kritik von Silvio Gesell - auf den auch Keynes, ebenso wie auf Marx, Bezug nahm. Gesell schrieb, Marx habe „die Aufmerksamkeit des Proletariats vollkommen vom Geld abgelenkt und die Börsenräuber, Wucherspieler, Spitzbuben unmittelbar in den Schutz der besitzlosen Klasse, des Proletariats gestellt. Und so hat man das traurig-lustige Schauspiel, dass jetzt überall in der Welt ‚die Wachen vor Mammons Tempel durch die rote Garde besetzt sind'".** Diese Kritik ist gewiss einseitig und damit ungerecht. Aber man sieht daraus, welche Folgen die Antwort auf die Frage nach der Quelle bzw. dem Mechanismus der Mehrwertbildung hat. Gesell selbst sah diese Quelle in der „Zinserpressung" durch die Geldbesitzer, der er mit einer „Umlaufsicherung" des Geldes entgegenwirken wollte. Durch die bestehende Geldordnung erhalte der Geldbesitzer die Macht zur Ausbeutung. Marx dagegen kritisiert jeden Versuch, die Mehrwertentstehung in die Zirkulationssphäre zu verlegen, wo Profit doch nur durch Umverteilung entstehen könnte.

Das ist einleuchtend, soweit die Frage nach dem realen Mehr die ist, wie die Äpfel auf die Bäume kommen, und nicht die, wer sie für sich in Beschlag nimmt. Spannend in diesem Kontext ist, ob nicht die Ausbeutungstheorie von Marx selbst nur eine modifizierte Umverteilungstheorie ist. Hat er die Quellen der Kapitalbildung wirklich vollständig im Blick, oder schaut er vorrangig selbst nur auf einen Prozess, der, was aus diesen Quellen fließt, auf die Mühlen derer lenkt, die die Macht dazu in Gestalt der Produktionsmittel in der Hand haben? Auch das wäre ja eine Erpressungsposition! Haben wir es also nur mit verschiedenen Varianten von „Raubrittertum" zu tun? - Dass in der Ökonomie Raubritter am Werk sind, ist gewiss kein verschwörungstheoretisches Hirngespinst. Aber woher kommt die Beute, die sie machen? -

Kapitaldefinitionen und Theorien über den Mehrwert

Marx kritisiert die konventionellen Kapitaldefinitionen, in denen das Kapital als ein materielles Ding, Sache oder Geld, Sachkapital und Geldkapital erscheint. Betriebswirtschaftlich ist das Kapital im üblichen Verständnis die Gesamtheit aller betrieblichen Sach- und Finanzmittel. Diese kann man dann wieder aufgliedern in Anlagekapital und Umlaufkapital, oder in der Bilanz Eigenkapital und Fremdkapital als die beiden Finanzierungsquellen für das Anlage- und Umlaufvermögen. Volkswirtschaftlich gilt der Kapitalstock als Summe

* Karl Raimund Popper: Die Offene Gesellschaft und ihre Feinde. Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen. (1945) Bd. I - II, Bern/München 1973

** Silvio Gesell. Die Natürliche Wirtschaftsordnung (1916). Kapitel „Der Urzins".

der für die Produktion zur Verfügung stehenden, durch Akkumulation der Nettoinvestitionen entstandenen Produktionsmittel.

Immer wird Kapital als etwas gedacht, das eine Rendite abwirft. Durch die Frage nach dem Return on Investment sind auch die konventionellen Kapitalvorstellungen Theorien über den Mehrwert, die beantworten wollen, wo die Rendite herkommt.

In der Geschichte der Ökonomie ist das eine lange Diskussion. Sie fängt bei den Merkantilisten an, bei denen der Mehrwert entsteht, wenn man billig einkauft und teuer und viel verkauft. Bei den Physiokraten ist es der Überschuss, den die produktive Arbeit in der Landwirtschaft generiert. Dann kommt die klassische Politische Ökonomie, an der Marx später anknüpft, die generell die Arbeit als Quelle der Wertbildung in den Blick nimmt. Diese klassische Arbeitswerttheorie findet verschiedene Ausformungen, bei William Petty, Adam Smith und David Ricardo. Letzterer betrachtet z.B. das Kapital als durch Arbeit erzeugtes Wertedepot. Der Gebrauch von Investitionsgütern erhöhe die Arbeitsproduktivität, dadurch werde es möglich, mehr zu erzeugen, als für die Erhaltung der Arbeitskraft erforderlich ist. Dieser Überschuss bilde dann den Zins oder Gewinn, der auf das Kapital gezahlt wird. Zinsen und Gewinne erhöhen das Kapital, wenn sie wieder in die Produktion fließen.

Bei der Arbeitswerttheorie knüpft Marx an, während der ökonomische Mainstream dann in Richtung der Psychologisierung geht und in die Grenznutzentheorie einmündet. Für John Stuart Mill z.B. entsteht das Kapital durch Genügsamkeit, d.h. Konsumverzicht, der die Umschichtung von Mitteln für Investitionsgüter ermöglicht und für den dann Gewinn und Zins den gerechten Lohn bilden. Einig ist man sich auch darin, dass Kapital ein Produktionsfaktor ist, neben den beiden anderen Produktionsfaktoren Boden und Arbeit.

Methodenfragen der Sozialwissenschaft

Demgegenüber tat Marx durchaus Recht daran, diese doch immer wieder verdinglichende Betrachtung des Kapitals, die wir in den konventionellen Theorien finden, kritisch zu hinterfragen und den Anspruch zu stellen, dass die Theorie zeigen muss, dass das, was als Ding erscheint, nur das Ergebnis von Prozessen und Aktivitäten sein kann und dass wir es immer mit gesellschaftlichen Verhältnissen zu tun haben.

Auch Marx' methodischer Versuche, über die Beliebigkeit der Drei-Faktoren-Theorie hinauszukommen und eine einheitliche Kapitaltheorie zu entwickeln, bleibt wichtig. Wenn nicht gezeigt werden kann, wie Bodenrente, Lohn und Profit tatsächlich zusammenhängen, bilden sie nur eine Aufzählung von Disparatem, wie Rüben, Notariatsgebühren und Musik, wie er sich einmal ausdrückt.

Was ebenfalls meiner Auffassung nach bleibt, ist die dialektische Methode. Hier unterscheide ich mich von vielen, die sich - was ich im übrigen auch tue - kritisch mit Marx auseinandersetzen. Der Ansatz dieser Methode bleibt als Ansatz richtig, so sehr er auch instrumentalisiert und dogmatisiert wurde. Denn es handelt sich eben doch um den Versuch, ein bewegliches Denken zu entwickeln, das in die Beweglichkeit und Lebendigkeit der sozialen Phänomene einzutauchen in der Lage ist. Vom „sich in sich zusammenfassenden, in sich vertiefenden, aus sich selbst sich bewegenden" und das Konkrete reproduzierenden Denken ist in der Einleitung der „Grundrisse" von 1859 die Rede. Wenn Marx davon spricht, dass wir es in der Sozialwissenschaft mit sinnlich-übersinnlichen, eben gesellschaftlichen Dingen zu tun haben, also nicht mit kruden materiellen Fakten, dann ist das etwas, woran man anknüpfen kann. Insofern folge ich nicht Eduard Bernstein, der meinte, Marx sei Opfer der Fallstricke der Hegel'schen Dialektik geworden - so problematisch auch die Umstülpung der Hegel'schen Geschichtsdialektik zum historischen Materialismus war.

Motive der Marx'schen Kapitaltheorie

An dieser Stelle muss es genügen, auf einige zentrale Motive der Marx'schen Kapitalanalyse stichwortartig hinzudeuten. Marx beginnt mit der Analyse des Warentauschs und des Geldes, davon ausgehend, dass Kapital immer zunächst auch Geld ist. Er entwickelt das Geld aus dem Warenaustauschprozess - und aus dem Geld den Kapitalprozess. Es tauschen sich Ware und Geld schließlich so, dass am Ende mehr Geld herauskommt und dieses Mehr zum Motiv des ganzen Prozesses geworden ist. Seiner Schilderung liegt zugrunde der Übergang von der Selbstversorgungswirtschaft in eine arbeitsteilige Tauschwirtschaft bei gleichzeitiger Entwicklung des Privateigentums. Die Widersprüche dieser Entwicklung will er analysieren, zunächst den zwischen Tauschwert und Gebrauchswert der Ware. Wodurch werden die qualitativ verschiedenen und somit unvergleichbaren Gebrauchswerte überhaupt im Tausch vergleichbar? Marx kommt hier auf die „abstrakte", in Zeit messbare Arbeit. Er macht bei dieser Arbeitswerttheorie eine Reihe von einschränkenden Annahmen: Wertbildend ist die Arbeit nur, insofern ein Bedürfnis nach ihrem Produkt besteht und soweit sie mit dem in der Gesellschaft durchschnittlich notwendigen Aufwand verrichtet wird. Auch lässt sich die Arbeitswerttheorie nur begründen, wenn man komplizierte Arbeit und die für sie verwendete Zeit als multiplizierte einfache Arbeit bewertet. Es wird also nicht die tatsächlich verausgabte Zeit berücksichtigt.

Dann kommt die Frage, woher der Mehrwert kommt, wenn doch Äquivalente getauscht werden. Und Marx ortet dann die Quelle des Mehrwerts in dem Überschuss der Arbeitskraft, die ja wertschöpferischen Gebrauchswert hat, über ihre eigenen Gestehungskosten auf dem Arbeitsmarkt. Der so generierte Mehrwert tritt einmal als „absoluter Mehrwert" auf. Als Produktionsmittelbesitzer lässt man die Leute immer länger arbeiten, presst damit immer mehr aus ihnen heraus und steigert so den eigenen Profit. Dann betrachtet Marx den „relativen Mehrwert", der sich aus der Verbilligung der Subsistenzmittel des Arbeiters ergibt. „Jagd nach Mehrwert oder Plusmacherei", wie er sagt, gilt Marx

als das Grundmotiv der kapitalistischen Ökonomie, als ihr ökonomisches Bewegungsgesetz. Das ist seine Antwort auf die Frage nach dem Verwertungs- und Wachstumszwang des Kapitals, der das Verhältnis zwischen Ziel und Mittel der Ökonomie, Bedarfsdeckung und Gewinnerzielung umkehrt.

Das alles führt dann in die Akkumulationstheorie hinein und zur These, dass die historische Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise in ihrem eigenen Untergang und der Geburt einer höheren, auf Gemeinbesitz basierenden Produktionsweise bestehe. Das kann hier nur gestreift werden. Wichtig ist, dass nach der Mehrwerttheorie der Wert der Produktionsmittel durch die lebendige Arbeit übertragen wird: die toten Produktionsmittel bilden keinen neuen Wert. Marx kommt dadurch im dritten Band des Kapital in Kalamitäten, wo er sich damit auseinandersetzen muss, dass in der Realität der Profit berechnet wird als die Frucht des gesamten vorgeschossenen Kapitals.

An dieser Stelle kommt dann die Diskussion um das Gesetz vom „tendenziellen Fall der Profitrate". Es spricht vieles für die Auffassung, dass sich dieses Gesetz nicht halten lässt. Es sei jedoch betont, dass Marx in die bekannten Schwierigkeiten nur gerät, weil er - und dies bleibt wichtig - hinter der toten Erscheinungsoberfläche die lebendige Quelle des Wertes sucht.

Zwei grundsätzliche Einwände

Zwei kritische Einwände grundsätzlicher Art drängen sich auf:

1. Real kommt ein Tausch nur dann zustande, wenn jeder der Beteiligten einen Vorteilsmehrwert hat. Wenn mir die Ware, die ich kaufe, nicht mehr wert ist, als das Geld, das ich dafür gebe, dann behalte ich das Geld in meiner Tasche. Wie ist dies mit der Deutung des Tauschs als Gleichsetzungsvorgang vereinbar? Und kommen hier nicht auch wertbildende Spannungen ins Spiel, die von der Arbeitswerttheorie nicht angemessen erfasst werden?* Auch Marx' Annahme, dass auf Nutzloses und Unverkäufliches verwendete Arbeit nicht als Arbeit zählt und keinen Wert bildet, ist zwar einerseits richtig, relativiert aber andererseits die Erklärungskraft der Arbeitswerttheorie. Das heißt nicht, dass diese einfach ad acta zu legen ist, denn, was viel Aufwand verursacht, kann auch nicht billiger sein als etwas, das wenig Aufwand erfordert. Beide genannten Aspekte widerspiegeln eine Seite der Realität.

2. In Bezug auf die Entstehung des Mehrwerts für die Kapitalbesitzer ist zunächst einmal die Bildung des absoluten Mehrwerts vollkommen plausibel: der Gewinn entsteht hier aus dem Auspressen der Arbeitskraft etwa durch die Verlängerung des Arbeitstages. Auch die Entstehung des relativen Mehrwerts ist dergestalt nachvollziehbar: Wenn wir die heutige Arbeitsplatzverlagerung in der Globalisierung betrachten, dann ist das ja im Sinne von Marx ein Versuch, die Lohnkosten dadurch zu drücken, dass man dahin geht, wo die Subsistenzmittel für den Arbeiter und damit die Löhne billiger sind. Man muss dabei freilich auch noch die von Marx selbst gemachte Voraussetzung einbeziehen, dass in die Bestimmung der Höhe des Lohns auch ein „historisches und moralisches" Element eingeht. Entscheidend ist für uns, dass es sich um einen ausbeuterischen Vorgang handelt, der im Prinzip so funktioniert wie Marx ihn beschreibt.

Ein Problem bekommen wir allerdings spätestens dann, wenn wir die Frage nach der Quelle der Verbilligung der Subsistenzmittel des Arbeiters betrachten. Wir kommen da auf die Produktivität als Quelle, - darauf, dass immer weniger Menschen in immer kürzerer Zeit immer mehr herstellen können. Wenn wir das aber zu Ende denken, kommen wir schließlich auf das Bild einer vollautomatisierten Fabrik. Und bei dieser vollautomatisierten Fabrik hat es keinen Sinn mehr zu sagen, dass die lebendige Arbeit den Wert der Maschinen auf das Produkt überträgt, weil die lebendige Arbeit gar nicht mehr stattfindet. Diese ist aus dem Unternehmen herausgedrängt. Spätestens hier kommen wir an eine Grenze der Erklärung des Mehrwerts aus der Ausbeutung der Arbeit.

Das kapitalistische Privateigentum bleibt ein Problem

Zugleich ist dieser Grenzfall durchaus eine Bestätigung für die Kritik von Marx am kapitalistischen Privateigentum an Produktionsmitteln: Wo die Erträge ausschließlich den Kapitalgebern gehören, sind die Einkommen der Arbeitenden nicht Ertragsteil, sondern Abzug vom Ertrag, d.h. Kosten.

Am radikalsten werden diese gemindert, wenn man auf die Menschen verzichten und damit die Lohnkosten auf Null senken kann. Würde das umfassend gelingen, wäre freilich auch kein Einkommen mehr da, das die Produkte kaufen könnte. Was allerdings gesamtwirtschaftlich von zentraler Bedeutung ist, lässt sich betriebswirtschaftlich solange ignorieren, wie dieses Einkommen, das die Produkte kauft, nicht im eigenen Betrieb, sondern irgendwo anders entsteht.

Insofern hätten wir es mit einer Verschärfung und zugleich Verschiebung der Ausbeutungsproblematik zu tun: Ausbeutung besteht hier nicht mehr in der ungerechten Bewertung des Leistungsbeitrags der Arbeit zur Güterproduktion, sondern in der ungerechten Verteilung der Früchte der Produktivität. Was zugleich bedeutet, dass Menschen nicht das Einkommen erhalten, das es ihnen möglich macht, sich Aufgaben außerhalb der Sphäre der materiellen Güterproduktion zu widmen.

Wir müssen also - und dieser Anstoß von Marx bleibt - über die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sprechen: Unter welchen Bedingungen ist die Freisetzung der Arbeit eine Katastrophe, unter welchen ein befreiender Prozess? Die ganze Diskussion um ein

* Marx selbst scheint geglaubt zu haben, das Argument als Ergebnis einer Verwechslung von Tauschwert und Gebrauchswert abtun zu können. Vgl. Das Kapital, Band I, S. 173.

Grundeinkommen und seine Ausgestaltung hängt ja mit dieser Problematik zusammen.

Die Polarität wertbildender Bewegungen und das Urphänomen der freien Kapitalbildung

Dass ein Automat Güter erzeugen kann, bedeutet nicht, dass dem für seine Anschaffung verwandten Gelde eine mystische Kraft der Selbstvermehrung innewohnte. Insofern bleibt Marx' Frage nach der Quelle des „Mehr" und seine Kritik an der Fetischisierung des Kapitals richtig, auch wenn uns seine Antwort nicht mehr voll befriedigen kann. Was ist es aber dann, was den „Gewinn" eigentlich hervorbringt, dort, wo die lebendige Arbeit nicht mehr vonnöten ist? „Gewinn" soll hier verstanden werden als Mehr an Gütern, an freier Zeit, oder - als Ausdruck dieses realen Mehr - an Geld, das im Wirtschaftsprozess generiert wird. Die Form der Aneignung dieses Reichtums ist dabei erst die zweite, wenn auch eine ebenfalls zentrale Frage.

An dieser Stelle erscheint mir der Ansatz Rudolf Steiners in seinem ökonomischen Kurs besonders hilfreich zu sein.* (Einige dort vorkommenden Motive lassen sich sich auch bei Ökonomen des Prager Frühling finden.**) Steiner entwickelt dort, dass es einerseits wertbildende Bewegungen gibt, andererseits aber auch wertbildende Spannungen.

Die wertbildenden Bewegungen sind polar: Es gibt eine wertbildende Bewegung, die daher rührt, dass die Natur durch die Arbeit modifiziert wird. Die Natur wird durch Arbeit verwandelt und damit in eine die menschlichen Bedürfnisse befriedigende Form gebracht. Der Wert entsteht hier durch die Anhäufung der Arbeit. Je mehr Arbeit ich auf die Natur anwenden muss, je mehr Arbeit etwas kostet, um so wertvoller, teurer, wird es sein.

Dann gibt es einen zweiten Prozess - und dieser stellt sich dem ersten polar gegenüber, was im Grunde dialektischer gedacht ist als der Marx'sche Ansatz: Dieser zweite Prozess besteht in der Zurückdrängung der angehäuften bzw. anzuhäufenden Arbeit. Er kommt aus der Anwendung der Intelligenzkräfte auf die Arbeit. Durch die Anwendung des Geistes auf die Arbeit wird Arbeit nicht aufgebaut, sondern abgebaut, gespart. Das heißt: sowohl die angewandte Arbeit als auch die ersparte Arbeit sind wertbildend. Und die freie Kapitalbildung, die Überschussbildung, sie kommt vorwiegend aus dieser ersparten Arbeit.***

Man darf diese Polarität nicht als Dualismus interpretieren. Auch die angewandte Arbeit ist bereits vom Geist geprägt, insofern die arbeitenden Menschen ihre Aufmerksamkeitskräfte anspannen und ihr ganzes Können einbringen. Insofern ist dann die weitere Konsequenz, die hier nur angedeutet werden kann, dass man Arbeit überhaupt nicht bezahlen dürfte: man kann sie durch Einkommen für den, der sie tut, nur ermöglichen. Der Unterschied ist kein absoluter; er besteht nur darin, dass sich bei der Arbeit an der Natur die Aufmerksamkeitskräfte und das Können ganz auf den Arbeitsgegenstand richten, während wir in der Anwendung des Geistes auf die Arbeit „zurücktreten" vom Arbeitsprozess und schauen, wie wir ihn besser und schneller machen können, welche Werkzeuge und Maschinen wir hierfür konstruieren und welche raffinierten Formen der Arbeitsteilung wir anwenden können. Wir können dann den Aufwand zur Herstellung beispielsweise einer Maschine in Relation zur Aufwandsersparnis setzen, die sie uns bringt. Wir haben insoweit noch mit Arbeitszeit als negativer Größe zu tun. Andererseits ist es „offensichtlich unmöglich, den Wert etwa einer Erfindung in eine sinnvolle Relation" zum für sie nötigen Arbeitsaufwand im Sinne von Zeit und Nervenkraft zu setzen. „Die Basis der Arbeitswerttheorie, in der Form, die die Wertgröße der Ware von der ‚hineinkristallisierten' Arbeit abhängig macht, wird daher brüchiger, je mehr die Wissenschaft zur unmittelbaren Produktivkraft wird, ein Problem, das Marx selbst an einer Stelle in den ‚Grundrissen' ins Auge fasst, ohne allerdings weitergehende Konsequenzen für seine Wert- und Mehrwerttheorie daraus zu ziehen."****

Man sieht hier: die Überschussbildung hat zu tun mit den menschlichen Fähigkeiten, die die Arbeit umwandeln und umformen. „Kapital" als Geld- und Sachkapital ist die Folge ihrer Anwendung und zugleich ihr Instrument. Was dem Kapital eigentlich zugrunde liegt ist das menschliche Fähigkeitswesen. „Kunst = Kapital", diese Formel von Joseph Beuys, der sich ja immer wieder auf Steiner bezieht, meint im Kern, dass das eigentliche Kapital die Kreativität ist. Sie bringt letztlich die Früchte hervor, ohne die es die Gegenstände heutiger ausbeuterischer Aneignung gar nicht gäbe.

Was letzteres angeht, bleibt immer noch vieles übrig von der Marx'schen Diagnose. Es ist im übrigen auch nicht so, als ob Marx das Problem der geistigen Ar-

---

* Rudolf Steiner: Nationalökonomischer Kurs. 14 Vorträge für Studenten der Nationalökonomie (1922). GA 340. Dornach 1965. Der Titel ist insofern irreführend, als eine Kernthese der Vorträge darin besteht, dass es eine Nationalökonomie nicht mehr geben könne. Die Engländer sprechen daher zu Recht nur vom „World Economy Course".

** Vgl. z.B. Eugen Löbl: Geistige Arbeit, die wahre Quelle des Reichtums. Entwurf eines neuen sozialistischen Ordnungsbildes Düsseldorf 1968.

*** In der Diskussion meiner Ausführungen in Trier, auf denen dieser Text beruht, wandte ein Teilnehmer gegen meine Darstellung der freien Kapitalbildung ein, hier handele es im Kern um den von Marx beschriebene Extramehrwert (der sich bei unterschiedlicher Arbeitsproduktivität der Warenproduzenten ergibt). Dies sei nur ein kurzfristiger Gewinneffekt. Das mag vom Standpunkt eines einzelnen privatkapitalistischen Unternehmens aus, dessen „Mitbwerber" technologisch gleichziehen, sich so darstellen. Vom Ganzen her betrachtet ist es natürlich Unsinn. Die Arbeit wird ja nachhaltig eingespart, so dass heute in unseren Breiten zum Beispiel 3-4 Prozent der Bevölkerung genügen, um alle zu ernähren, während noch im 19. Jahrhundert 80 Prozent der arbeitenden Menschen in der Landwirtschaft tätig sein mussten.

Von der Betrachtung über die wertbildenden Bewegungen her eröffnet sich im übrigen auch ein neuer Blick auf die Beziehungen zwischen den sogenannten Produktionsfaktoren. Die Ökonomie arbeitet einerseits mit der Produktivität der Natur, anderseits mit der Produktivität des Geistes. Die Arbeit modifiziert die Natur und wird vom menschlichen Geist gelenkt und organisiert. Für Steiner waren Faktormärkte: Bodenmarkt, Arbeitsmarkt, Kapitalmarkt - eine Unding, weil hier Rechte zur Ware gemacht würden. Die Ökonomie als solche habe es nur mit Warenproduktion, Warenzirkulation und Warenkonsum zu tun.

**** C. Strawe: Marxismus und Anthroposophie, Stuttgart 1986, 3. Kapitel. Den Text ist auch unter www.sozialimpulse.de zu finden.

beit gar nicht sähe. Er tastet sich an manchen Stellen durchaus an es heran. Er spricht von der Wissenschaft als „allgemeiner Arbeit", er spricht davon, dass diese Wissenschaft, die Früchte der allgemeinen Arbeit, vom Kapital genauso angeeignet würden, wie die lebendige Arbeit. Auch weist er nicht zu Unrecht darauf hin, dass es eigentlich der Kampf der Arbeiter sei, der die Produktionsmittelbesitzer erst dazu bringt, ihre Intelligenzkräfte in Gang zu setzen bzw. die Intelligenz anderer in Anspruch zu nehmen, um die Produktion zu rationalisieren. Der Kampf um die Verkürzung des Arbeitstages ist für ihn eine gewaltige Schubkraft für die Entwicklung der Maschinerie, Technik und Arbeitsteilung. Soweit geht Marx durchaus auf das Thema ein, nimmt es aber als Arbeitswerttheoretiker seinen Kern nicht wirklich gründlich in den Blick.

„Echte" und „unechte" Bestandteile von Kapital und Gewinn

Eine objektive Schwierigkeit, die Quelle der freien Kapitalbildung zu beschreiben, liegt in der Tatsache, dass wir in der gesellschaftlichen Realität eine bunte und schwer durchschaubare Mischung der verschiedenen Bestandteile des Gewinns vor uns haben. In die Gewinne der Unternehmen gehen realiter mindestens folgende Bestandteile mit ein, die wir als „unecht" bezeichnen können, weil sie nicht aus wirklicher Mehrwertschöpfung sich speisen, sondern aus Umverteilungsprozessen des geschaffenen Mehrwerts: Gewinne aus dem Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft; Konjunktur- und Inflationsgewinne; Gewinne aus Grundstücks-, Aktien- und Devisenspekulation; Gewinne durch Ausnutzung monopolistischer Marktbeherrschung oder monopolistischer Ausbeutung natürlicher Ressourcen.* Im Zeitalter des Shareholder-Value und der Private-Equity-Firmen gilt dies alles mehr denn je. All das Genannte ist im Gewinn, wie er real auftritt, kaum unterscheidbar.

Damit ist aber die Antwort auf die Frage erschwert, ob das eigentlich sozial Schädigende am Gewinn selbst liegt oder ob - und wo - es sich bloß aus der Verwendung des Gewinns oder der Bestimmung über ihn ergibt. Produktivitätsgewinne sind etwas, was als solches niemanden schädigt. Wenn jemand an einem Tag 1 Stuhl herstellte und nun in der Lage ist, 10 zu erzeugen, wird dadurch niemand geschädigt. Wir können darüber sprechen, was wir mit dem Produktivitätsgewinn machen. Werden für alle die Stühle 10 mal billiger? Werden sie nur 5 mal billiger und der Stühleproduzent macht die Hälfte des Jahres Urlaub? Produktivitätsgewinne bedeuten an sich betrachtet Gestaltungsspielraum, einen Freiraum an Möglichkeiten. Alle anderen Gewinnkomponenten kommen aus Machtpositionen, die die Aneignung der Früchte fremder - vorwiegend körperlicher oder vorwiegende geistiger - Arbeit ermöglichen. Und das ist von vornherein schädigend, und der Impuls zur Kritik an solchen Zuständen ist etwas, was von Marx auf jeden Fall bleibt.

* Vgl. Folkert Wilken. Das Kapital. Sein Wesen, seine Geschichte und sein Wirken im 20. Jahrhundert. Schaffhausen 1976, besonders S. 41 ff.

Wem gehören die Produktivitätsgewinne?

Wie wir gesehen haben, ist die Frage nach der Gewinnentstehung und die nach der Gewinnaneignung bzw. -verwendung nicht identisch. Wie steht es nun mit dieser zweiten Frage? Wie bereits erwähnt, ordnet unsere Gesellschaft heute Gewinne fast ausschließlich den Kapitalgebern zu. Nun sind Kapitalbesitzer in der Regel gar nicht diejenigen, die die Leistungen erbringen, die zur freien Kapitalbildung führen. Vielmehr ist ein Geldbesitzer, der sein Geld zur Bank trägt oder an der Börse einsetzt, in der Regel derjenige, der mit diesem Geld selber nichts Gescheites und für andere Nützliches anzufangen weiß. Das ist bei einem wirklich unternehmerischer Menschen anders; dieser hat nie genug Geld, um seine Projekte zu realisieren, und benötigt deshalb Leihgeld. Idealtypisch betrachtet bestünde die Aufgabe der Banken deshalb vor allem darin, den Fluss des Geldes dorthin zu lenken, wo jemand etwas Gescheites damit anzustellen weiß. Und der Geldgeber wäre nicht der Bestimmer, sondern hätte einen Anspruch auf Rückzahlung - und vielleicht auf einen weiteren Ertragsteil (was im übrigen etwas anderes wäre als der Zins als absoluter, von Ertragslagen unabhängig gedachter Anspruch des Geldes). Es ist ein riesiges gesellschaftliches Problem, wenn wir sagen, dass die Unternehmen nicht denjenigen gehören, die damit in einer arbeitsteiligen Wirtschaft für andere etwas herstellen - in welcher Stellung sie auch immer ansonsten im Unternehmen tätig sein mögen -, sondern dass die Kapitalbesitzer die Eigentümer und damit die Profiteure sind, die in der Regel aber mit der realen Tätigkeit des Unternehmens und der realen Produktion des Reichtums überhaupt nichts zu tun haben. Wem also gehört „eigentlich" der Gewinn?

Das führt nicht nur zu Fragen des Unternehmenseigentums, sondern noch darüber hinaus. In der täglichen Wertschöpfung der Ökonomie werden nicht nur die Erfindungskräfte der gegenwärtigen Generation angewendet, sondern alles, was die Menschheit jemals an Know-how entwickelt hat (Marx spricht an einer Stelle einmal von der Kooperation mit Toten, die da stattfindet). Kann das wirklich nur dem zugute kommen, der dieses Know-how heute nutzt? Wenn das aber nicht der Fall ist, wohin muss es fließen?

Schenkung als makroökonomische Kategorie

Eine Antwort darauf wäre zu sagen: Wenn sich das dem Geist verdankt, dem Geist erfindungsreicher, fähiger Menschen, dann muss es doch auch letztlich wieder dahin fließen, wo die Quellkräfte für diese geistigen Vermögen der Menschen entstehen. Es muss in die Kultur, in den Bildungsbereich, in das Schulwesen fließen, es muss des muss dem geistigen Leben der Gesellschaft zugute kommen. Jedenfalls soweit der Gewinn nicht für die Reproduktion - auch die erweiterte Reproduktion - der Ökonomie oder für die Staatstätigkeit verwendet werden muss. Dieser Fluss ist eine Lebensbedingung auch für die Ökonomie, weshalb es für diese selbst ein Problem ist, dass der Gewinn heute am Kapital klebt und nicht frei wird.

Wir würden, wenn wir das mit den Gewinnen konsequent so handhaben würden, zugleich noch ein weiteres Problem lösen: Wir würden dafür sorgen, dass sich Kapital nicht mehr in schädigender Weise in Grundbesitz und Börsenwerten stauen kann, sondern im gesunden Fluss erhalten wird, sich immer wieder abbauen kann und dadurch den permanenten Wachstums- und Verwertungszwang überwindet. Denn für den Kulturbereich ist charakteristisch, dass er in bezug auf Waren eigentlich nur als reiner Konsument in Betracht kommt. Für eine Gegenwartsbetrachtung konsumiert ein Lehrer nur. Was er leistet, das ist gegründet auf dem Zukunftsprinzip Hoffnung, dass schließlich fähige Menschen die Schule verlassen, die dann wieder Dinge tun, die schließlich auch wirtschaftlich von höchster Relevanz sein können. Insofern handelt es sich - jedenfalls betriebswirtschaftlich betrachtet - bei der Finanzierung von Schule nicht um eine Investition, denn es gibt keinen exakt kalkulierbaren und in einen Tilgungsplan umsetzbaren Return on Investment. Und doch ist es gesamtwirtschaftlich betrachtet eine Investition. Steiner spricht von „volkswirtschaftlicher Schenkung" und sagt dazu, es sei dies die produktivste gesamtwirtschaftliche Investition. Jeder Mainstream-Ökonom greift sich da natürlich an den Kopf und wird sagen, Schenken habe doch gerade nichts mit Ökonomie zu tun, sondern nur mit Caritas.

Vier Schwachstellen...

Einige weitere Anmerkungen zu Marx sind noch nötig:

1. Marx steht zwar in der Tradition des deutschen Idealismus, aber er ist auch der Gefangene des Materialismus des 19. Jahrhunderts. Auch wenn er selbst - wie Jürgen Euler gezeigt hat - ein Erleuchtungserlebnis hatte*: er blieb doch irgendwo in einem Materialismus stecken, in dem der Geist als dynamisches, die Wirklichkeit bewegendes Prinzip nicht vorkommt, vielmehr nur als „Überbau" und ideologische „Nebelbildung" in Betracht kommt. An dieser Stelle hat Marx deshalb ein Problem. Das überwindet er nicht wirklich, auch wenn er sich an die Geistwirksamkeit in der Ökonomie weiter herantastet, als man gewöhnlich zur Kenntnis nimmt.

2. Marx identifiziert vielfach Deformationen der Kapitalbildungsprozesse mit dem Kapital als solchem. Das hat eine höchst problematische Folge. Dass er nämlich der Auffassung zuneigt, die zukünftige Ökonomie werde überhaupt kein Geld, keine Preise, keine Händlerfunktion usw. mehr kennen, da dann die individuellen Arbeiten nicht mehr auf

* Jürgen Euler: Die Erleuchtung von Karl Marx http://www.karl-marx.de/Bege.html

Zur sozial-ökonomischen Funktion des Schenkens

[...] im Leihgeldbereich tritt ein Stauphänomen mit vielen Gesichtern auf. Seine Ursache liegt darin, dass das Geld aus den Produktionsverhältnissen nicht freikommt, sondern immer wieder zur Reinvestition neigt bzw. als Reserve angespart wird. Dies mag in Aufbauphasen des Wirtschaftslebens teilweise nötig sein. Besonders staufördernd wirkt dabei die fehlende soziale Sicherheit der Wirtschaftsbetriebe, die in einer konkurrenzorientierten Marktwirtschaft von anderen nicht erwartet werden kann. Wie das Sparen dem einzelnen soziale Sicherheit einer ungewissen Zukunft gegenüber schaffen soll, so das Festhalten der in den Unternehmungen erwirtschafteten Erträge und deren Reinvestition für die Unternehmungen selbst. Wann hat man genug? Im sozialen Kampf ums Überleben nie. Wer nicht wächst, ist der Verlierer von morgen. Solange noch andere Mitbewerber da sind, solange gibt es noch Platz zum Wachsen. Volkswirtschaftliche Rechnungen zählen nicht in der Bilanz eines einzelnen Betriebes.

Dennoch kann man sich am Beispiel des Bauern klarmachen, dass ab einem gewissen Punkt das Geld nicht wieder in die Leihgeldsphäre zurück darf und kann, weil man an die Grenzen des sinnvollen Kreditbedarfes stößt. Aber auch die Rückführung des Ertrages in den Konsumbereich der wirtschaftlich Tätigen ist auf die Dauer keine alleinige Lösung. Eine wirkliche Auflösung des Staus ergibt sich erst, wenn das im Dienste der Wirtschaft alt gewordene Geld sich in einen wirtschaftlich produktionslosen Raum ergießt. Die Schenkgeldsphäre wird geradezu dadurch gekennzeichnet, dass sie, der Gegenwart gegenüber, „unproduktiv" ist, ja sein muß. Die Empfänger von Schenkgeld geben dies zwar zu Konsumzwecken aus und führen damit das Geld wieder in die Kaufgeldsphäre zurück - was sie aber dafür leisten, zählt nicht zu den eigentlichen wirtschaftlichen Werten.

Das Wachstum unserer arbeitsteiligen Wirtschaft hat längst die nationalen Grenzen überschritten - weshalb auch der Ausdruck „Volkswirtschaftslehre" heute nicht mehr berechtigt ist - und sich über den Export die ganze Welt als Absatzmarkt erschlossen. Über den Export werden die überschüssigen Produktivkräfte abgeleitet. Die Export-Überschussproblematik zeigt deutlich, dass reine Absatzmärkte gesucht werden, weniger dagegen Märkte, wo die Exportwaren zur Grundlage von Produktionen werden, die als Import zurückdrängen. Solche Einseitigkeitsmärkte aber kann es im Wirtschaftsleben, das ja auf Gegenseitigkeit angelegt ist, nicht geben. Gefunden werden diese so sehnlichst gesuchten Märkte nicht außerhalb, sondern innerhalb der sozialen Gemeinschaften durch die Ausbildung der Schenkgeldsphäre.

Ökonomen erscheint es befremdlich, einen Begriff wie das „Schenken" mit Ökonomie zu verbinden, da er geradezu wie deren Gegenbild erscheint. Dabei erzwingen die Wirtschaftsverhältnisse die Schenkung geradezu. „Zwangsschenkungen" finden laufend statt, ob in Konkursverfahren oder bei der Bewältigung der Verschuldungskrise der Dritten Welt. Allerdings ist in diesen Fällen die Schenkungsabsicht am Anfang nicht vorhanden, sondern entsteht als Abschreibungsbedarf gescheiterter ökonomischer Zielsetzungen. Die Schenkung „ex post" ist nur formal eine Schenkung, da es gar nicht mehr zu einem freien Gebrauch der Schenkung kommen kann: Der alte Abnehmer ist tot, es lebe der neue Abnehmer. Eine wirkliche Schenkung jedoch erfolgt „ex ante" und eröffnet damit völlig neue Verwendungs- und Gestaltungsmöglichkeiten.

Udo Herrmannstorfer: Scheinmarktwirtschaft. Arbeit, Boden, Kapital und die Globalisierung der Wirtschaft. Stuttgart, 3. Auflage, 1997. Kapitel „Zur sozialorganischen Bewältigung des Geldwesens".

dem Umweg des Tauschwerts, sondern unmittelbar als Bestandteil der Gesamtarbeit existieren würden. Das hat riesige Probleme verursacht: Man ist ihnen in der Geschichte des realen Sozialismus zwar immer wieder pragmatisch begegnet - mit der „Neuen Ökonomischen Politik" und demjenigen, was man die „Ausnutzung der Ware-Geld-Beziehung" genannt hat. Dennoch hat man immer in dem Bewusstsein gelebt, dies sei etwas zu Überwindendes. Und indem man das getan hat, hat man die Frage gar nicht in den Blick genommen, wie man denn zu fairen Preisen und zu fairem Handel kommen könne - durch Kooperations- und Verständigungsprozesse in der Ökonomie.

3. Verbunden damit blieb auch die Frage ungelöst, welches die richtigen Konsequenzen aus der Kritik des kapitalistischen Privateigentums seien und wie ein modernes Eigentumsrecht zu gestalten sei. Marx sieht im Grunde nicht, wie die moderne Eigentumsentwicklung zwei Seiten hat: die eine Seite ist, dass ein Mensch im Zeitalter der Individualisierung - ein moderner mündiger Mensch - über die Instrumente verfügen können muss, mit denen er für andere in einer Fremdversorgungswirtschaft tätig werden kann. Und die andere Seite ist, dass die notwendige Sozialbindung dieses Eigentums nicht entwickelt worden ist, sondern es wie ein privater Vermögensgegenstand behandelt worden ist. Der Einzelne blieb dadurch in einer der Fremdversorgungssituation eigentlich unangemessenen Selbstversorgermentalität wie festgebannt. D.h. der Individualismus wurde primär als egoistischer und nicht als solidarischer Individualismus gelebt. Das wirklich moderne Unternehmenseigentum wäre keines an verkäuflichen Vermögenswerten, sondern es wäre „operatives Eigentum", über das individuell-treuhänderisch zu verfügen ist - ein Gedanke, der in der Umbruchbewegung von 1989 für kurze Zeit auftauchte.

4. Ein weiterer Punkt ist das problematische Unternehmerbild, dass sich aus den skizzierten Schwierigkeiten ergeben hat. Man hat den Unternehmer vom Kapitalbesitzer nicht sauber unterschieden, - auch wenn Marx eine zunehmende Trennung von Kapitalfunktion und Kapitaleigentum konstatiert. Das hat zur Konsequenz, dass man im Unternehmer meist nur einen Klassenfeind, nicht einen möglichen Bündnispartner gegen die Macht des Kapitalbesitzes und für soziale Erneuerung erblicken wollte.

Jeder Mensch ein Unternehmer - in einer solidarischen Ökonomie?

Über den Widerspruch zwischen Kreativkräften und gesellschaftlichem Status quo

Wir haben es hier auch wieder mit einem Verquickungsproblem zu tun: Was ist am real existierenden Unternehmer wirklich unternehmerisch? Der Antwort ist schon Joseph Schumpeter mit seiner Unterscheidung zwischen Unternehmer und Wirt auf der Spur. Sind die Zumwinkels und Essers dieser Welt wirklich Unternehmer? Realisiert ein Börsenspekulant eine „unternehmerische Idee", tätigt er eine „Investition" oder nennen wir das gedankenloser Weise nur so? Wenn heute von unternehmerischer Freiheit die Rede ist, wird Freiheit meist mit Willkür verwechselt, - anderseits wird die reale Abhängigkeit des Unternehmens von Kapitalgebern, Zwängen des Marktes usw. verkannt. Insofern kann man die These wagen, dass wir nicht etwa eine Renaissance des Unternehmertums brauchen, sondern dass dessen wirkliche „Naissance" noch bevorsteht. Gefragt ist ein Unternehmertyp, der Initiativkraft in sozialer Verantwortung auslebt. Diese Entwicklung des Unternehmertums müsste letztlich dazu führen, dass jeder Mensch ein Unternehmer und ein Mitunternehmer wird - in einer Ökonomie, die solidarisch ist, weil sie die Arbeitsteilung für alle so realisiert, dass die Wertschöpfung auch allen zu Gute kommt, dass von den Produktivitätsgewinnen alle in dieser oder jener Form profitieren.

Das würde eine Ökonomie sein, in der der Gegensatz von „Arbeitgebern" und „Arbeitnehmern" überwunden ist, weil man - ungeachtet unterschiedlicher Funktions- und Verantwortungsfelder und -stufen der einzelnen Beteiligten - auf dem Rechtsboden der Gleichheit miteinander umgeht und die Unternehmen einerseits sich selbst gehören, andererseits „Nutzungseigentum" der in ihnen Tätigen sind. Dies wäre eine Ökonomie, in der der Markt von einem Netzwerk von Verständigungsorganen durchzogen wäre, in denen die Wirtschaftspartner ihre Interessen ausgleichen und auf eine insgesamt faire Gestaltung der Preisverhältnisse hinarbeiten.

Es geht um die Weiterentwicklung des Gedankens der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Schon bei Marx deutet sich an: Der Mensch ist die Hauptproduktivkraft. Aber wenn der Mensch die Hauptproduktivkraft ist, dann ist eben der Widerspruch nicht bloß ein ökonomischer. Sondern es ist der Widerspruch zwischen dem kulturellen und sozialen Selbst- und Mitgestaltungsanspruch des modernen Menschen und den Formen der Gesellschaft, die diese Gestaltung erschweren oder gar nicht zulassen. Die Kreativkräfte der Menschen rebellieren gegen die Verhältnisse, weil sie Gestaltungskräften sein wollen!

Die Umbruchbewegung von 1989, die globalisierungskritische Bewegung seit 1999, sie kämpfen gegen solche beengenden Formen. Man erkennt: Wenn eine konzerngesteuerte Ökonomie die ganze Gesellschaft dominiert, dann können Menschen ihre Verhältnisse nicht gestalten; wenn der vormundschaftliche Staat Kultur und Wirtschaft unterdrückt, dann können Menschen ihre gesellschaftlichen Verhältnisse nicht gestalten.

Wie kommen wir zu einer gesellschaftlichen Gliederung, die es den Menschen ermöglicht, ihre Verhältnisse zu gestalten? In dieser Fragestellung bleibt vieles von Marx. Aber sie geht auch über Marx hinaus.